

## = Kapitel 19 =

### Brot auf dem Meere!

Wir waren mit günstigem Winde nach Rio de Janeiro unterwegs, nur um uns dort für ein weiteres halbes Jahr zu verproviantieren.

Die ganze Mannschaft hatte natürlich erfahren, um was es sich dann später handelte. Ja, die freudige Erregung war natürlich groß, in einem Jahre durch Abrinden von Bäumen so runde sechzehn Millionen Mark verdienen zu können. Wie die dann geteilt wurden, darüber wurde noch nicht gesprochen. Jedenfalls waren wir dann fein heraus, dann konnten wir schon einmal „anecken“. Dann wurde einfach eine neue ARGOS gekauft, wir ließen eine neue nach eigenen Plänen bauen, und wir hätten viele Verbesserungen vorzuschlagen gehabt. Obgleich das Schiff für das Herz eines Seemannes nicht so ein toter Gegenstand ist. Lieber behielten wir diese ARGOS hier. Immerhin, unsere Zukunft war sicher gestellt.

Aber ich glaube, ich glaube fast—meine Jungens hätten lieber Zigeuners gespielt. Hätten lieber, wie wir uns es schon ausgemalt hatten, von der Hand in den Mund gelebt.

Ich dachte nämlich auch so.

Und die Patronin sicher auch. Die machte manchmal solche Andeutungen, ohne sich weiter auszusprechen.

Doch immerhin, die sechzehn Millionen wurden mitgenommen.

Eine Gaukelei war es ja doch auch, ebenso wie es das Geschäft mit den Hummern gewesen wäre, nur noch viel einträglicher. Und überhaupt hatten wir sie ja noch gar nicht in der Tasche! Vorläufig hatte die Patronin beim Kapitän gegen tausend Mark Schulden, und an Heuern standen auch schon wieder gegen 4000 Mark; denn die 70 Mann erforderten täglich gegen 400 Mark an Heuer und Gehalt, wobei ich nicht den von Juba Riata und Mister Tabak mitrechne, worüber ich nicht fragte und die Patronin mir noch nichts gesagt hatte, die aber, glaube ich, noch ein ganz anderes Gehalt bekamen.

Ja, war das überhaupt nicht nur ein märchenhafter Traum, das mit den sechzehn Millionen Mark, die wir innerhalb eines Jahres von den Bäumen schälen können sollten?!

So hätten wir uns wohl manchmal gefragt, hätten wir Kajütsgäste nicht ab und zu den riesenhaften Diamanten bewundert und seinen Besitzer immer vor Augen gehabt.

Sennor Montezuma della Estrada, von der Mannschaft kurz der Prospektador genannt, war und blieb ein lebendiges Rätsel, mindestens ein ganz merkwürdiger und auch unheimlicher Gesell.

Er hielt sich ganz zurückgezogen, lebte nur von Brot und Zwiebeln, aber man mußte aufpassen, wollte man ihn einmal essen sehen, das machte er in aller Heimlichkeit nur so nebenbei, schlenderte den ganzen Tag an Deck oder im

Schiffe herum, kein Lieblingsplätzchen habend—wo er sich einmal anlehnte, da blieb er stundenlang lehnen, immer dicht in seinen Mantel gehüllt, den alten Filz tief über die Augen gezogen, eine Zigarette nach der anderen rauchend. Wenn er müde war, legte er sich in einen Winkel, in dem er sicher war, daß ihm niemand auf die Beine trat, wußte sich überhaupt wie eine Katze zu verkriechen, die manchmal spurlos verschwindet, bei Tage oder Nacht irgendwo zum Vorschein kommt.

Man wurde auch sonst recht an eine Katze erinnert, schon durch sein Schleichen. Waschen tat er sich nie, war wasserscheu wie eine Katze. Wenn das Deck naß war, hielt er sich in der unteren Räumen auf. War das Deck trocken, und es wurden Vorbereitungen zum Deckscheuern getroffen, so verschwand er schleunigst. Nur ja kein Wasser! Nun konnte es aber doch einmal passieren, daß er auch bei schönstem Wetter von einem überdammenden Spirtzer getroffen wurde, dann schüttelte er sich genau wie eine Katze, schlenkerte auch in so eigentümlicher Weise einen Fuß nach dem anderen, genau wie es eine Katze tut, die nasse Pfoten bekommen hat, und machte schleunigst, daß er unter Deck kam.

„Si, si, Sennor.—No, Sennor.—Mi sabe.“

Mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Da wurde er natürlich bald in Ruhe gelassen.

Unterdessen richteten wir den Raum ein, in dem wir unsere Theatervorstellungen geben wollten; denn das wollten wir nicht vergessen. Dieser Gedanke machte meinen Jungens viel größeren Spaß, als der an die vier Millionen Milreis, wenn sie sich auch darauf freuten, in dem brasilianischen Urwald einmal den Hinterwäldler spielen zu können.

Wenn ich sage, daß wir aus der Batterie den Boden herausnahmen, so drücke ich mich zwar nicht seemännisch aus—denn im Schiff gibt es nur Decks und Decken—aber für den Leser ist es viel verständlicher.

Also wir entfernten aus dem Zwischendeck, das wir Batterie nannten, den Boden, so daß dieser Raum mit dem darunter liegenden Mitteldeck vereint wurde. Den Raum unter diesem nenne ich das Unterdeck, unter diesem befand sich der Doppelboden des Schiffes, auch noch ein Raum, aber nicht mehr verwendbar.

Jetzt verfügten wir über einen Raum von 6 Metern Höhe, der immer noch 42 Meter lang und 12 Meter breit war. Das war erst der Zuschauerraum des Theaters, der bei 500 Quadratmetern leicht 1000 Menschen fassen konnte. Hinten abgeschlossen wurde er durch den Mittelschacht, durch den der Schornstein und anderes ging, was für die Maschinen- und Kesselräume in die Höhe geführt werden muß, wie die Ventilationsröhren, durch welche auch die Asche entfernt wird. Aber noch immer blieben an den Seiten geräumige Zu- und Ausgänge für das Publikum, womit man rechnen mußte, daß die Polizei uns nicht etwa Schwierigkeiten in den Weg legte, uns solche Vorstellungen in einem Schiffe einfach verbot.

Vor der Entfernung des Bodens waren ja überhaupt erst viele Beratungen und prüfende Erwägungen aller Sachverständigen nötig gewesen. Aber es ging. Und als die Sache erst einmal eingeleitet war, dann konnten alle Mann in noch nicht ganz zwei Stunden den ganzen Boden entfernen und ihn in derselben Zeit wieder einsetzen, wozu eben verschiedene Vorrichtungen getroffen werden mußten; so zum Beispiel, daß jedes Deckbrett noch ein besonderes Loch am äußeren Ende bekommen mußte.

Mit diesen Decksbrettern errichteten wir in derselben Zeit, gleichzeitig beim Abnehmen, aber auch schon die tausend Sitzplätze, von vorn nach hinten etwas ansteigend, so daß die Bühne von jedem Platze aus gut zu sehen war. Und jeder Platz war leicht zu erreichen und

Illustration:

Wasser tretend und im linken Arm das Kind haltend, fing das  
sonderbare Weib mit der Rechten das Seilende auf, das ihr  
vom Deck des Schiffes zugeworfen wurde.

mit einer deutlich sichtbaren Nummer versehen, welche Nummern wiederum dann das Zurückversetzen der Bretter zum Deck erleichterten.

Es war wirklich eine ganz geniale Einrichtung, wie wir das alles arrangiert hatten, mit welcher Schnelligkeit wir aus Batterie und Mitteldeck einen großen Theatersaal schufen, diesen wieder in zwei Schiffsräume zurückverwandeln konnten, und der geniale Gedanke, der dies alles überhaupt erst möglich machte, stammte aus dem Kopfe des Kapitäns Martin, woraus man schon ersieht, wie sehr sich der dafür interessierte.

Vorn unter der Back, mit der Batterie in gleicher Linie, lag unser Klubraum. Der mußte, wenn das Theater hergestellt wurde, fallen. Unter diesem lag die Segelkammer. Das heißt, ein ganz beträchtlicher Raum, solch eine Bühne hat manches Theater nicht! Der wurde dann also zur Bühne, etwas erhöht angebracht. Und nun von dieser Bühne nach oben in die Back und nach unten in das Unterdeck ein Liftzug.

Mag diese Beschreibung genügen. Ich kann nur sagen, daß wir eine Bühne schufen, die mit solchen technischen Einrichtungen wohl wenige Theater besitzen.

Während dieser Arbeiten wurde der Schiffsdienst nicht vernachlässigt, wozu auch die höchste Sauberkeit des ganzen Schiffes gehört, und unsere ARGOS glich immer einem Schmuckkästchen. Ebenso wenig aber wurde der Sport vergessen, noch immer kämpfte täglich zu gewissen Zeiten Grün gegen Rot, noch immer wanderten die Silbersachen aus einem Schrank in den anderen.

Gerade vier Monate war ich nun an Bord, seit vier Monaten führten wir nun dieses Leben von sich trainierenden Athleten, und nicht an einem einzigen Tage waren diese Übungen unterbrochen worden.

Wie wir uns noch entwickeln würden, darauf war ich wirklich gespannt! Es waren ja von Anfang an starke, muskulöse Kerls unter uns gewesen—aber nun dieses tägliche Hantelstemmen mit fortgesetzt gesteigertem Mehrgewicht, ganz regelmäßig eingehalten, immer nach der Tabelle kontrolliert, niemals eine Überanstrengung—nur das nicht—und das ganze sonstige Sportleben, alle die anderen Übungen, bei denen kein Muskel unberücksichtigt blieb—und nun überhaupt auch soinst unsere ganze Lebensweise, ständig in frischer Seeluft, das beste, kräftigste Essen, reichlich Schlaf, nicht die geringste Aufregung, also niemals etwa ein Zechgelage, dem sonst auch nur zu gern unsere Turnvereine huldigen—ja, ich war wirklich gespannt, wie wir uns nach einem Jahre entwickelt haben würden!

Wenn man sich vorzustellen vermochte, wie es vor vier Monaten gewesen war, und wenn man die Gestalten mit den damaligen verglich—da konnte man Wunder konstatieren.

Da war zum Beispiel der Matrose Max, dem der Klapperstorch die große Zehe abgebissen hatte—gewiß, ein kräftiger Kerl war er immer gewesen, Schwächlinge kann man an Bord doch nicht gebrauchen—aber von besonderen Muskeln hatte er nichts gezeigt, und nun ein langsamer, phlegmatischer Stockfisch! Und jetzt war dieser selbe Max schnell und gewandt wie eine Katze und zeigte außerdem Muskeln wie ein kleiner Herkules! Und so war es auch bei allen anderen der Fall. Sie bekamen einen ganz anderen Fleischansatz, der sich aber nur in festen Muskeln äußerte.

Doktor Isidor sprach oft darüber. Er selbst beteiligte sich immer mehr an unseren Übungen, griff sich fortwährend an seine Armmuskeln, von denen früher keine Spurt zu bemerken gewesen war—ach, hatte der dünne Ärmchen gehabt!—und eine Folge davon war, daß er immer weniger Kognak pfiß.

„Waffenmeister,“ sagte er also oftmals, „wir machen der Welt etwas vor, was sie noch nicht gesehen hat. Daß einzelne Menschen, die sich sonst nicht durch Körperkräfte auszeichnen, durch systematische Übungen zu Athleten trainiert werden, das ist ja schon dagewesen, aber eine ganze Schiffsbesatzung, aus 70 Mann bestehend, deren Körperbeschaffenheit sich so sichtlich verändert—das ist wohl noch nicht dagewesen, das ist auch ein wissenschaftliches Ereignis—hätte ich's nur von Anfang an sorgfältig verfolgt!“

So tat er es wenigstens noch jetzt, wog und maß täglich jeden einzelnen, prüfte besonders auch den Herzschlag, hatte dadurch viel zu tun. Und da wunderte sich und staunte dieser Doktor der Medizin, bei dem die „Medizin“ aber doch nur ganz Nebensache war, besonders über die Gleichmäßigkeit des Herzschlags jedes einzelnen. Ja, da staunte er wirklich, machte kein Hehl daraus, sprach es bei jeder Gelegenheit aus.

Das Herz des erwachsenen, gesunden normalen Menschen macht in der Minute 70 bis 80 Schläge. Die Anzahl ist aber bei jedem gleich. Meines macht zum Beispiel 76 Schläge. Das bleibt sich immer gleich, mit Ausnahme natürlich, wenn man aufgeregt ist, seelisch oder wenn man sich überanstrengt hat. Normal, meine ich immer.

Aber man braucht ja nur die Fingerspitzen auf den Puls zu legen, so fühlt man, daß der Pulsschlag kein gleichmäßiger ist; bald geht er schneller, bald langsamer, wenn auch in jeder Minute die gleiche Anzahl herauskommt. Die langsamen Pulsschläge werden dann immer durch schnellere wieder eingeholt. So ungefähr, wie Mister Tabak auf seiner Pauke die ausgefallenen Takte schnell wieder einholte.

Und nun staunte Doktor Isidor, wie gleichmäßig jetzt bei uns allen der Puls ging. Er hatte dazu einen besonderen Apparat konstruiert, durch den er die Schläge auf einem Papier registrierte.

„Wunderbar, wunderbar, diese Regelmäßigkeit! So etwas hätte ich nicht für möglich gehalten!“

Mehr will ich davon nicht sagen, ich selbst verstehe nichts weiter davon. Es genügt, daß dieser Arzt diese Regelmäßigkeit so staunenswert fand.

Und aus dieser Herztätigkeit darf man wohl auch auf die Gemütsstimmung schließen. Ich kann nur sagen, daß ich mich selbst damals in einer ständigen Arbeitsfreudigkeit befand, wie ich sie bisher nicht gekannt hatte, obgleich ich nie ein arbeitsscheuer Mensch gewesen bin. Es war etwas so ganz besonderes in mir. Und dasselbe mußte bei allen anderen der Fall sein. Ins Herz sehen konnte ich ihnen ja nicht, aber ich las es doch in ihren strahlenden Augen. Wirklich, sie hatten jetzt alle solche strahlenden Augen bekommen. Und wenn es einmal eine schwere Arbeit gab, so gingen sie alle mit einer wahren Wut dar-

an. Uns wäre nichts angenehmer gewesen, als wenn wir jetzt ein Wrack gefunden hätten, auch wenn es nur mit Salz beladen gewesen wäre, in Doppelzentnersäcken. Uns mit diesen Säcken herumbalgen zu können, es wäre uns die reinste Lust gewesen! Da wir nun aber keine solche Gelegenheit hatten, so mußten wir eben dem Überschuß von Kraft, den wir in uns fühlten, in Sportübungen Luft machen.—

Am 8. Mai hatten wir Kapstadt verlassen, und am 17.—wir hatten gerade den Wendekreis passiert—trat völlige Windstille ein, bald wurde die See glatt wie ein Spiegel.

Nun, wir konnten ja dampfen. Aber weshalb sollten wir? Keiner von uns hatte es mit den Millionen so eilig, jeder hatte es lieber, diese Ruhe des Schiffes einmal zum Bootspulen und zum Schwimmen zu benützen.

Höchstens hatte da der Prospektador ein Wort mitzusprechen.

„Wir möchten gern hier liegenbleiben, bis wir wieder günstigen Wind haben, oder so lange die See so ruhig ist!“ sagte der Kapitän zu ihm.

„Si, si, Sennor Capitano.“

„Die Leue wollen bootspulen und schwimmen.“

„Si, si, Sennor.“

„Sie haben es nicht so eilig, nach Brasilien zu kommen?“

„No, Sennor.“

„Kann denn die Chinakultur nicht unterdessen schon von anderen gefunden und ausgebeutet worden sein?“

„No, Sennor.“

„Weshalb denn nicht?“

„Mi sabe.“

„Sie wissen bestimmt, daß die Bäume dort noch unangetastet stehen und bis zu unserer Ankunft dort unangetastet stehen bleiben werden?“

„Si, si, Sennor.“

„Woher wollen Sie denn das so genau wissen?“

„Mi sabe.“

„Sie sind wohl allwissend.“

„Mi sabe.“

„Well.“

Die Vorbereitungen wurden getroffen. Die einen wollten Bootsrudern, die anderen unterdessen nach einem ausgesteckten Ziele schwimmen.

„Haifische!“ klang da der Ruf.

Sie statteten uns einen Besuch ab, Blauhaie, Menschenhaie, Menschenfresser, mindestens zwei Dutzend, stattliche Burschen darunter, bis vier Meter lang.

Da sie uns nun einmal ausgekundschaftet hatten, würden wir sie nun auch nicht wieder los werden, sie würden uns bis nach Rio begleiten.

Da war es nun natürlich nichts mehr mit dem Schwimmen im offenen Meere. I Gott bewahre! Haifische—Schnickschnack!

Was man von der furchtbaren Gefährlichkeit der Haifische fabeln hört, das wird einem zuletzt zum Ekel.

Da es aber nun einmal so ist, die Landbewohner so etwas gern hören, so flunkern wir nur noch mehr dazu.

Ja, natürlich—wenn das Schiff langsam versinkt, man hängt in den obersten Wanten—oder man klammert sich am gekenterten Boote fest, umringt von Haifischen—dann hört der Spaß auf.

Oder man fällt über Bord, wird beim Wasseraufschlagen von der Pütze her abgerissen, zwischen die Haifische—dann heißt es tüchtig strampeln! So lange man sich heftig bewegt, beißt der Hai nicht. Er muß sich dazu erst auf den Rücken wälzen, das Fassen der Beute in dieser Lage macht ihm Schwierigkeiten, das weiß er, deshalb schnappt er überhaupt nicht, so lange man sich tüchtig bewegt, so lange man schwimmt. Er liegt auf der Lauer, bis sich die Beute einmal nicht mehr bewegt. Dann freilich hat er sich mit Blitzesschnelle umgewälzt und sein Opfer auch schon beim Beine oder beim Arme oder mitten um den Leib gepackt und verschwindet mit ihm. Ob ein Hai von vier Metern Länge wirklich einen erwachsenen Menschen auf einmal verschlingen kann, darüber gehen die Meinungen auseinander. Ich möchte es nicht bezweifeln. Ich selbst habe im Magen solch eines Haies einen Thunfisch von zwei Metern Länge gefunden. Am gefährlichsten ist daher, wenn man über Bord zwischen die Haifische gefallen ist, der Moment, da man sich schon gerettet glaubt. Wenn man das Fallreep ergreift oder das zugeworfene Tau, an dem man in die Höhe gezogen wird. Der Hai schnellt noch hoch und packt sicher zu, wenn man schon einen Meter über Wasser ist; denn da kann er eben von unten noch zuschnappen.

Sonst aber, so lange man das feste Deck unter den Füßen hat, ist der Mensch Beherrscher des Meeres und über alles, was darin schwimmt, da läßt er sich nicht von Haifischen irritieren.

Wer schwimmen wollte, der schwamm, die Strecke wurde von einigen Booten bewacht, der Hai taucht niemals plötzlich von unten auf, er zeigt seine Rückenflosse schon von weitem, besinnt sich lange, ehe er sich nähert—und dann bekam er einfach eine Gewehrkuugel, worauf der Hai wie ein geölter Blitz auf Nimmerwiedersehen von dannen schießt.

Auf diese Weise konnten wir uns also schon zuvor von den Haifischen befreien. Wir beschossen sie einfach. Alle trifft man dabei nicht. Mit den ersten Getroffenen geht die ganze „Schule“ ab.

Aber auch das wollten wir nicht tun. Wir hatten schon immer ein Experiment ausführen wollen, wozu wir Windstille abwarten, oder wir hätten alle Segel festmachen müssen. Jetzt war die Gelegenheit dazu gerade günstig. An Haifische hatten wir dabei gar nicht gedacht, aber desto besser, daß welche vorhanden waren.

Bemerken will ich noch, daß man den Haifisch nicht anders fangen kann, als mit dem Köder an der Angel. Geschossen kann er also nicht werden. Auch wenn er ganz bestimmt eine große Kugel durch das Gehirn bekommen hat, schießt er doch noch pfeilschnell davon und verschwindet. Von der Harpune reißt er sich unter allen Umständen los, läßt nur einen Fetzen Fleisch daran zurück. Dagegen beißt er an jeden Köder, es braucht gar kein Fisch zu sein.

Wenn er am Haken hängt, so beginnt er sich mit rapider Schnelligkeit zu wälzen, in der Längsrichtung des Seiles, würgt dieses regelmäßig ab, selbst eine Stahltrasse. Also muß eine Vorrichtung vorhanden sein, daß das Seil die Drehungen mitmacht. Dann kann es der Hai natürlich nicht abwürgen.

Man hat soviel Gelegenheit dazu, aber es wird selten gemacht. Ab und zu fordert der Kapitän dazu auf, macht sich die Mannschaft im Hafen oder auf einem Segler bei Windstille oder flauem Winde dieses Vergnügen. Es ist überhaupt gar kein Vergnügen. Liegt der Hai an Deck, dann ist es nur noch eine scheußliche Schlächterei. Man kann auch mit dem Tiere gar nichts anfangen. Die Haut wird von Drechslern wie Glaspapier benutzt. Aber Glaspapier ist doch billig genug. Die Leber, bei großen Tieren meterlang, gibt einen sehr guten

Tran. Das ist aber auch alles. Das Fleisch ist nur von jungen Tieren genießbar, ist aber auch eine besondere Liebhaberei. Ich kann es nicht essen. Aus dem Rückgrat wird ein Spazierstock gefertigt. Das macht aber jeder Seemann in seinem Leben nur einmal. Die Abdreherei ist eine infame Arbeit. So läßt man den Haifisch ungeschoren, meiner Ansicht nach viel zu viel, oder man vertreibt ihn durch Schüsse.

Also wir hatten schon immer etwas besonderes vorgehabt, nur eine günstige Zeit dazu abgewartet—eine besondere Art von Fischfang, obgleich wir dabei nicht an Haie gedacht hatten. Nun aber konnten auch gleich die drankommen.

Doktor Isidor präparierte schnell ein Medizinfläschchen, füllte Pulver hinein, leitete durch den durchbohrten Kork zwei überspinnene Kupferdrähte mit blanken Enden, der Kork wurde noch durch Teer gedichtet. Jetzt um das Fläschchen eine dünne, aber große Scheibe Salzfleisch gewickelt, etwas befestigt, und so diesen Köder über Bord geworfen.

Sofort drehte sich ein Hai herum, das Stück Fleisch verschwand im zähne-starrenden Rachen; daß er untertauchte, erlaubten wir noch, dann ein Druck auf einen Knopf, der elektrische Strom war geschlossen—pardauz, eine Explosion, und weg war der Kopf!

Furchtbar arbeitete noch der Leib. Aber daß der ohne Kopf davonschoß, soweit ging es denn doch nicht. Und da sauste auch schon des Eskimos Harpune herab und um den Leib, der sich schnell ausgetobt hatte, wurden Schlingen angebracht, so wurde er dann an Deck gezogen.

Für uns war dieser Haifisch ja nicht so nutzlos. Wir hatten Raubtiere genug an Bord, die das für Menschen ungenießbare Fleisch mit Wollust fraßen.

Allerdings hatten wir es nicht nötig, brauchten auch sonst nicht auf Fischfang auszugehen, wegen Fütterung der Raubtiere. Bei der Ausrüstung in Liverpool hatte die Patronin oder Kapitän Martin in einer Zwangsauktion 150 Tonnen, gleich 3000 Zentner Stockfische erstanden, für 70 Pfund Sterling. Das ganze Kilogramm kostete also noch nicht einmal einen Pfennig. Solche Gelegenheiten hat man manchmal in Seestädten. Vorn das Unterdeck war noch ganz vollgepropft mit Stockfischen, ohne daß sich ein Geruch bemerkbar machte. Und alle die Raubtiere und Hunde fraßen das Zeug noch mit derselben Gier wie am ersten Tage, gleich steinhart wie es war, amüsierten sich damit als mit kaubaren Knochen, es bekam ihnen ausgezeichnet.

Noch waren wir damit beschäftigt, um den kopflosen Haifischkörper die Schlingen zu legen. Die anderen waren bei der Explosion davongeschossen. Da begann sich die Oberfläche des Meeres mit Fischen zu bedecken, bis zu einem halben Meter groß, alle auf der Seite schwimmend. Lauter Makrelen. Ein köstlicher Fisch!

In einiger Tiefe hatte sich gerade ein Zug Makrelen bewegt, sie waren durch den Wasserdruck, von der Explosion erzeugt, betäubt worden, sie kamen an die Oberfläche, immer mehr und mehr, bis alles davon wimmelte. Aber auch viele andere Fischarten waren darunter, besonders größere Raubfische, die auf die Makrelen Jagd gemacht hatten. Ich will keine Arten aufzählen.

Das war es gewesen, was wir beabsichtigt hatten. Einmal auf diese Weise zu fischen. Durch Explosion. Indem wir daran gedacht hatten, daß wir einmal kein Geld hätten, uns Proviant zu kaufen. Daß wir dann wenigstens Fische hatten.

Wie schwer es ist, auf hoher See Fische zu fangen, das habe ich ja schon einmal erwähnt, Fische gibt es im Meer sicher allüberall in den verschiedensten Tiefen. Aber sie wollen nicht beißen, das ist es! Sie haben dort unten andere

Nahrung genug, als daß sie gleich nach jedem Köder schnappen. Ein Fisch frißt doch immer den anderen auf.

Etwas anderes ist es dort, wo sie in kolossalen Massen vorkommen, wie auf den Neufundlandsbänken, auf der Doggerbank, überhaupt an jenen untiefen Stellen, die man Fischbänke nennt, welche die Tiere regelmäßig zu gewissen Zeiten in ungeheuren Schwärmen aufsuchen, wohl wegen des Laichens, sich überhaupt immer dort aufhalten, oder eine Art verdrängt immer eine andere. Dort lohnt sich sogar die Angelfischerei, weil die Fische alles Genießbare sofort erschnappen.

Es war nicht etwas Neues, was wir da erfunden hatten. Besonders auf Kriegsschiffen, die in fischreichen Buchten liegen, machen es sich die Matrosen oft zum Spaß, sich auf diese Weise ein Gericht Fische zu verschaffen. Allerdings nicht durch Pulver und elektrischen Funken. Sie nehmen eine alte Selterswasserflasche mit Patentverschluß, lassen sich vom Lazarettgehilfen etwas doppelt-chlorsaures Kali und Schwefelsäure geben oder besorgen sich diese Chemikalien von Land; es wird in die Flasche geschüttet, diese schnell verschlossen und ins Wasser geworfen. Es muß aber sehr fix gehen, sonst explodiert sie in der Hand, und dann wird's böß!

Bald brodeln eine mächtige Luftblase empor, dann kommen die betäubten Fische, die sich im Umkreis befunden haben, nach oben, man liest sich die besten Sorten heraus.

Diese Art von Fischerei ist streng verboten, soweit es sich verbieten läßt. Bis auf drei oder in einigen Ländern auch vier Seemeilen von der Küste entfernt, und in Binnenmeeren, wie in der Nord- und Ostsee.

Meiner Ansicht nach ist es ganz mit Unrecht verboten. Es ist durchaus keine Aasfischerei, wie man sagt. Wohl mögen die Fische, die sich in allernächster Nähe der Explosion befunden haben, getötet werden—alle anderen werden nur betäubt, erholen sich bald wieder und schwimmen davon. Ich habe mich später zahllose Male davon überzeugt, daß es dem betäubten Fische nichts geschadet hat. Ich weiß nicht, weshalb diese Art von Fischerei nicht erlaubt ist. In süßen Binnengewässern ist es freilich etwas ganz anderes, da dürfte man wohl zuviel junge Brut dabei vernichten. Aber im Meere? Und im offenen Meere kann man es ja überhaupt gar nicht verbieten.

Wir schöpften in handlichen Netzen, setzten auch schnell die Boote aus. Wir mußten uns beeilen, denn die Fische kamen bald wieder zu sich. Jetzt kehrten auch

### Illustration

die entflohenen Haifische zurück, um sich an der bequemen Beute zu mästen. Sie wurden mit Gewehrkugeln empfangen, und da gingen sie davon, um nicht wieder zurückzukehren.

Wir zählten dann 627 große Makrelen, im Durchschnitt ein Kilogramm, die wir geschlachtet und ausgeweidet hatten. Wenn alle Mann anfaßten, so war das eine Kleinigkeit. Sie wurden sofort gepückelt oder auch gebökelt, nicht etwa aber gepökelt. Der Pökling hat gar nichts mit pökeln zu tun, wie das Pökelfleisch, man kann höchstens Bökling sagen, was auch richtiger wäre als das Bückling. Diese Art von Konservierung ist nämlich eine Erfindung des flandrischen Fischers Christian Boekel. Es ist ein unglücklicher Zufall, daß der gerade so heißen mußte, dadurch kommt nun die fortwährende Verwechslung zwischen pökeln und bökeln. Deshalb sagt man eben bückeln.

Wir hatten schon vorher alle Vorbereitungen zum Bückeln getroffen oder doch alles erwägt, indem wir eben schon an solch eine Fischerei gedacht hatten, wenn auch nicht gleich eine solche Beute erhoffend.

Die Fische wurden mit den durchbohrten Köpfen an eisernen Stangen aufgereiht und diese in einer der beiden Ventilationsröhren befestigt, die zum Heizraum hinabgingen. Mit dem 500. Fisch machten wir erst einmal Schluß, mehr hätten wir auch nicht gut hineinbringen können.

Und das war überhaupt nicht so einfach, wie ich hier erzähle. Wir hätten in dieser Blechröhre nicht so einfach mehr als zehn Zentner Gewicht befestigen können. Dazu wurde erst ein Kran aufgebaut, an dem das ganze hing. Das war es eben, was wir schon vorbereitet hatten, sonst wären wir nicht so schnell damit fertig geworden.

Es war noch eine kleinere Dampfmaschine von einigen Pferdekraften vorhanden, der Donkey, der Esel. So genannt, weil sie zu allerhand Hilfsleistungen verwendet wird, wenn die große Maschine steht; wie zum Treiben der Winden im Hafen. Jedes größere Segelschiff hat jetzt seinen Donkey.

Dazu gehört natürlich auch ein besonderer Kessel. Die Feuerung geht auf Dampf in einen großen Schornstein, muß aber auch isoliert werden können.

Unter diesem Kessel wurde ein Holzfeuer angemacht. Holz hatten wir jetzt genug an Bord. Vorher wurde das Feuerrohr in die Windtute mit den Fischen geleitet. Ein zweites Rohr wurde mit dem Orgelgebläse in Verbindung gebracht und gleichfalls in die Windtute geleitet, und nun ging die Geschichte los. Zuerst wurde das Gebläse mit der Hand gedreht, wozu ein Mann genügte, er erzeugte einen ganz intensiven Luftstrom, dann später, als im Kessel der nötige Atmosphärendruck war, konnte ja auch die kleine Maschine laufen.

Na, wir waren ja gespannt, was da herauskommen würde! Wir konnten uns ja auch tüchtig verspekuliert haben mit unserer ingeniosen Idee!

Unter den Matrosen befanden sich einige Sachverständige, welche immer einmal prüften, Beratungen abhielten und Wärme und Luftstrom regulierten. Zu diesen gehörte Mister Tabak nicht. Dieser Eskimo verstand sich nur auf die verschiedene Präservierung des Kabeljaus, auf Stockfisch, Klippfisch und Lamberdan, womit er aber nun auch schon große Pläne im Kopf hatte, schon davon zu schwärmen begann, wie er aus dem ganzen Schiffe eine Fischdörrerei und -salzerei machen wolle.

Nach vier Stunden wurde die Räucherei für beendet erklärt, aus der Windtute kamen 500 prachtvolle Makrelen-Bücklinge zum Vorschein, wie Gold glänzend! So, nun konnte Meister Hämmerlein wieder Orgel spielen, sein Blasebalg war wieder frei.

Aber nein! Wir hätten diese Räucherei ins Endlose fortsetzen können.

Doktor Isidor hatte eine zweite Flasche präpariert, eine viel größere, und brachte sie in einer Tiefe von genau 100 Metern zur Explosion.

Ach, was hatten wir da gemacht! Bald bedeckte sich die Meeresoberfläche in einem Umkreise von einigen hundert Metern mit Tausenden und Abertausenden von betäubten Makrelen! Überhaupt gar nicht zu taxieren. Es war einfach eine dicke Schicht von Fischleibern, welche alles Wasser verdrängte.

Auch der Magen dieser Tiere war ebenso wie bei den ersten strotzend mit kleinen Fischchen gefüllt. Mehrere Matrosen behaupteten, daß das ebenfalls Makrelen seien, junge Brut, und sie würden schon recht haben. Alle Raubfische fressen ihre eigene Brut. Die Fruchtbarkeit der Makrele kenne ich nicht. Ein rocherne Kabeljau hat vier bis sechs Millionen Eier im Leibe, Leeuwenhoeck, seinerzeit der beste Fischkenner, will neun Millionen Eier gezählt, re-

spektive gewogen haben. Und die Makrele wird dem Kabeljau nicht an Fruchtbarkeit nachstehen. Da dürfen schon solche Fische ihre eigenen Kinder fressen. Was soll denn sonst daraus werden.

Merkwürdig war, daß diese kleinen Fischchen nicht in die Höhe kamen; deren Luftblase war eben noch anders beschaffen.

Wir hatten sechzehn große, leere Fässer zur Verfügung, die salzten wir unter sachkundiger Leitung mit Makrelen voll. Der Überschuß an geschlachteten Fischen wurde sofort verspeist, die Tiere damit gefüttert.

Da aber waren die anderen Makrelen schon längst verschwunden. Eine Viertelstunde später, nachdem die ersten erschienen waren, schwammen die letzten schon wieder davon. Man konnte es deutlich beobachten, wie sie nach und nach wieder lebendig wurden. Leichen waren nicht zu bemerken.

Unter uns bewegte sich ja wahrscheinlich gerade ein Makrelenzug dahin, vielleicht nach Milliarden zählend. Von der Massigkeit dieser Fischzüge können wir uns ja gar keine Vorstellung machen.

Wie dem aber auch sei, das wußten wir jetzt bestimmt: wenn wir auch kein Geld mehr hatten, verhungern würden wir nicht auf dem Meere. Und wenn wir wollten, konnten wir aus unserem Schiffe eine Fischräucherei machen. Geld läßt sich damit verdienen.

